

Die Offiziere hatten ihn nicht vergessen. Aber da sie insgeheim von seinen Aktivitäten profitierten, kam eine öffentliche Anerkennung nicht in Frage.

Auf offizieller Ebene hatte das Fort von Ouidah zu existieren aufgehört.

Nach und nach überschwemmte ihn Afrika und zog ihn herab. Vielleicht aus Einsamkeit, vielleicht im verzweifelten Kampf gegen das Klima übernahm er die Gewohnheiten der Eingeborenen.

Er trug lange weite Hosen statt der Reithosen, die ihm stechende Hitze in der Leistengegend bereiteten. Er trug Amulette gegen den bösen Blick. Taparica brachte ihm bei, seine Füße an Papa Legbas Phallus zu reiben, und gemeinsam gingen sie zu den Wahrsagern.

Die Angst vor Krankheiten quälte ihn. Doch da sein Diener ein Anhänger der mysteriösen Exkrementenheilkunst war und da er ihm in jeder Hinsicht vertraute, blieb ihm keine andere Wahl, als bei einer Leberentzündung seinen eigenen Urin zu schlucken und Urin und Jamswurzeln bei Malariafieber, und wenn er Halsschmerzen hatte, betete er zum heiligen Sebastian und würzte seinen Kaffee mit Vogelkot.

An manchen Abenden gingen sie zum Pythontempel und sahen den Novizen zu, wie sie ihre Zähne in den Hals lebender Ziegen gruben. Die Zuschauer schrien vor Lachen, wenn die Jungen sich gegenseitig auf den Rücken sprangen und die Bewegungen des Sodomierens imitierten. Wenn die Blitze tanzten, schlugen sich die Jünger des Donnergottes mit einer Axt auf die Schulterblätter, dann krümmten sie sich und streckten ihr Gesäß dem Himmel entgegen.

Er verstand nie, was ihn an den Mysterien anzog. Das Blut? Der Gott? Der Schweißgeruch oder die feuchten Körper? Doch war er machtlos gegen seine Sucht, und als er erkannte, daß Afrika sein Schicksal war, nahm er sich eine afrikanische Braut.

Ihr Name war Jijibou.

Sie war sechzehn.

Dehoué, ihr Vater, war ein Häuptling der *krumen*, dessen einziger Ehrgeiz es war, einen weißen Schwiegersohn zu besitzen. Er war viermal zum Fort gekommen und hatte jedesmal eine andere von seinen Töchtern vorgeschlagen. Als er zum viertenmal abgewiesen wurde, hatte er mit Streik gedroht; der Yovogan sagte, es sei eine grobe Beleidigung, eine Ehefrau abzulehnen, die einem angeboten werde.

An einem Abend im Dezember kam Dehoué von Neuem, diesmal mit Musikern und einer in weißes Tuch gehüllten Gestalt. Die Stadt war still bis auf das Toben der Brecher an der Sandbank. Mauersegler zerschnitten die grüne Luft. Das Mädchen eilte an den Zuschauern vorbei und riss sich den Schleier herunter.

Sie hatte Eulenaugen, einen Schmollmund und muschelrosa Fingernägel, die an ihren Fingerspitzen flatterten. Goldreifen funkelten in ihren Ohren. Ihr Hals war ein vollendeter Zylinder. Ihre Beine glänzten wie Metallstäbe, und ihr Unterleib, in nichts als ein indigofarbenes Lendentuch gehüllt, war hart und doch geschmeidig wie ein Scharnier.

Ihre Schultern erbebten beim ersten Trommelschlag. Dann drehte sie sich im Kreis. Sie tanzte Pirouetten. Sie schritt stolz einher. Ihre Arme flogen durch die Luft, ihre Füße wirbelten den Staub auf. Schweiß rann von ihren Brüsten, und Moschusduft wehte in das Gesicht des Brasilianers: Nicht ein einziges Mal ließ sie den Blick von ihm ab.

Die Trommeln verstummten.

Sie stand vor ihm, auf Zehenspitzen, bewegte ihre Hüften hin und her und streckte langsam ihre Zunge hervor. Ihre Arme winkten. Sie fiel auf die Knie. Dann wölbte sie das Rückgrat und bog sich nach hinten, bis ihr Kopf den Boden berührte.

Francisco Manoel fing den Blick ihres Vaters auf und nickte.

Taparica klapperte vor Entsetzen mit den Zähnen, er sagte: »Du nicht kennen dieses Volk« und lief mit mürrischem Gesicht herum. Aber Da Silva legte seine Reaktion als Eifersucht aus und trieb seine Hochzeitspläne voran.

Um Mitternacht an jenem Tag ließ er sie keuchend hinter den Bettvorhängen zurück und schleuderte das rotbefleckte Laken den versammelten Verwandten zu, die weit mehr Rum getrunken hatten, als er erwartet hatte.

Am nächsten Morgen betete Taparica, dass das Blut vom zerkratzten und blutenden Gesicht seines Herrn stammte, aber seine Hoffnung schwand, als er das schallende Gelächter der Brautmutter hörte, die das Ergebnis der nächtlichen Arbeit prüfte.

Francisco Manoel hingegen begrüßte die Veränderung. Die Südwestecke des Forts hallte nun vom Stampfen der Mörser und von der elfenbeinernen Fröhlichkeit reifer Frauen wider. Er liebte Jijibous scharfe Speisen. Er liebte es, seine Zunge um die dissonanten Silben des Fon zu schmiegen. Und wenn er sie liebte, rieb sie ihre schwieligen Fersen abwechselnd über die Vertiefung seines Rückens.

Sie presste die Lippen zusammen, wenn er je versuchte, sie zu küssen. Doch bebten ihre Nasenflügel vor Lust beim Anblick eines neuen Geschenks. Sie reckte sich wie ein Schwan, wenn sie wollte, dass man ihr neues Tuch aus Kantonseide bewunderte; was das Auge sah, danach grapschten die Finger und spielten damit auf kindliche Weise.

An einem Donnerstag schenkte er ihr einen holländischen Spiegel, und sie betrachtete sich, wendete den Kopf nach allen Seiten, bis zum Samstag, bis sie ihn zu Boden fallen und in tausend Stücke zerspringen ließ.

Ihr Bauch schwoll an, und sie schenkte einem Jungen mit korallenrosa Haut das Leben. Sie nannten ihn Isidoro, und die Hebammen begruben seine Nabelschnur unter den Wurzeln eines Baobab.

Doch war die Entbindung von einem männlichen Erben für ihre Verwandten das Signal, nunmehr in das Haus einzuziehen. Kein Tag verging, ohne dass irgendein neuer Cousin verlangte, beköstigt zu werden. Jijibou stahl den Schlüssel zum Weinkeller und gab ihn ihren Brüdern. Er forderte sie auf, sie davon abzuhalten, aber sie sagte: »Einen weißen Mann bestehlen ist nicht Stehlen!« Und als er sich beim Yovogan beklagte, blickte der alte Mann verträumt auf die Chamäleons und sagte: »Das sind sie so gewohnt.«

Einmal hörten sie spätabends ein Geheul vom Anwesen des Yovogans herüberdringen. Er war im Delirium gestorben, und seine Leiche war aufgedunsen und grün verfärbt. Taparica wusste, welcher besondere Kaktus das Gift geliefert hatte, sagte, es habe »nicht Geschmack«, und flehte seinen Herrn an, an Bord der brasilianischen Brigg zu gehen, die auf der Reede vor Anker lag.

Aber Francisco Manoel war nicht gewillt, seinen Besitz aufzugeben.

Es standen schlimme Zeiten bevor: Der König hatte neue Schwierigkeiten und gab den Ausländern die Schuld daran.

Er ersetzte den Yovogan durch einen Kommandanten der Atchi-Brigade, einen Mann mit großem Mund und fast keinem Hals, der den Brasilianer bei ihrer ersten Verabredung fünf Stunden lang ohne Hut in der Sonne warten ließ. Als er aufgefordert wurde, die Schulden des Königs zu begleichen, kreuzte der Mann die Arme und sagte: »Dahomeyer verkaufen niemals Sklaven an weiße Männer.«

Innerhalb eines Monats sah man nur noch ein paar Krüppel um die Sklavenbaracken humpeln. Die Leute schlugen Da Silva die Tür vor der Nase zu. Knaben flitzten ihm in den Weg und riefen: »Straße für Weiße geschlossen!« Die Beamten verlangten ein Wegegeld von ihm, wenn er zum Strand hinunterging, und ein weit höheres Wegegeld, wenn er zu-



rück wollte. Eines Morgens fand man einen geköpften schwarzen Hahn auf dem Altar der Kapelle.

»Das Leben hier«, schrieb er an seinen Partner, »ist nicht mehr, was es vor einem Jahr war, als uns ein köstliches Leben nichts kostete und wir einen schönen Batzen Geld verdienten. Wir sind höchst erniedrigenden Durchsuchungen unterworfen, und die Schwarzen sind voller Neid und Hass gegen die Weißen. Außerdem ist unser Freund, der König von Dahomey, ein Dieb geworden. Er kauft, bezahlt aber nicht. Er hat Schulden bei mir für die Gewehre von der *Atalante*, für die gesamte Fracht der *Flor da Bahia* und hat in neun Monaten keinen einzigen Gefangenen zur Küste geschickt. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Vielleicht sollte ich nach Badagry übersiedeln und mit dem König von Oyo verhandeln? Mein Mann Fernandinho wird Dir alles erzählen, denn er ist eines der Opfer gewesen ...«

Aber Fernandinho kam nicht mit dem Brief an Bord. Die Zollbeamten nahmen ihm alles, was er besaß, bevor sie ihn das Schiff betreten ließen. Und zehn Tage später – die Zeit, die es brauchte, um die Handschrift entziffern zu lassen – wurde Francisco Manoel von einem Trupp Soldaten verhaftet und vor den neuen Yovogan geschleppt.

Es hatte den ganzen Tag geregnet, und überall in der Stadt rieben sich nackte Männer in den purpurroten Pfützen gegenseitig mit Seife ein. Im Außenhof sortierten ein paar Jungen Kaurimuscheln in Säcke aus Grasleinen. Er hörte einen heiseren Schrei. Ein Gewicht drückte seine Schultern nieder. Als Letztes erinnerte sich an einen Fuß, der heftig auf seine Luftröhre trat.

Er kam wieder zu Bewusstsein: Er lag im Schlamm, mit einem roten Film vor den Augen – bei dem Sturz war sein Kopf auf den Rand eines Mörsers aufgeschlagen. Seine rechte Hand war stark angeschwollen, wo sie den Ring seiner brasilianischen Ehe abgerissen hatten. Dann legten sie ihm Ketten an die Füße und steckten ihn in eine stinkende Hütte.